

Anke Geißler-Grünberg

Friedhöfe als „sprechende“ Zeugen jüdischer Geschichte

Dort, wo Menschen leben und arbeiten, wollen sie ihre Toten begraben und ihrer gedenken. Unabhängig davon, welcher Religion oder Kultur sie angehören, bestimmt das irdische Dasein das jeweilige Bild vom Ziel und Wesen des Jenseits. Der Friedhof ist somit steter Spiegel der Beziehung Mensch – Gott, aber auch ein Ort der Kommunikation zwischen Lebenden und Toten.

Bekannt ist, dass das materielle und immaterielle Erbe der Friedhöfe zunehmend verloren geht, obwohl sie doch zum Erscheinungsbild einer Gemeinde oder Region beitragen, Orte der Identifikation sind sowie vielfältige kulturgeschichtliche und gesellschaftliche Entwicklungen abbilden.

Ich möchte meinen Fokus aber auf die jüdischen Friedhöfe richten, speziell diejenigen im historischen Brandenburg dies und jenseits der Oder und Lausitzer Neiße.

Angelegt zumeist im 18. oder 19. Jh. durch größere und kleinere jüdische Gemeinden, verwaisten diese Friedhöfe nach der Zäsur der NS-Zeit. Viele Kommunen taten sich schwer, ein Erbe anzutreten, das kulturell nicht das ihre war. Andere lehnten dieses Bekenntnis ab. Aufgrund diverser Gründe entstand eine Mischung aus Überforderung, Pragmatismus und Gleichgültigkeit, die Pflege und Instandhaltung für unnötig und unverhältnismäßig erachtete.

Dennoch wurden Pflege und Unterschutzstellung jüdischer Friedhöfe in den letzten Jahrzehnten vielerorts als öffentliches Anliegen formuliert und vorangetrieben. Allerdings beschränkt man sich vielerorts bislang darauf, diese Friedhöfe in ihrer Gesamtheit zu würdigen. Ihre Dokumentation en Detail blieb aus.

Folie 2

Das historische Brandenburg war ein ländlich geprägter Raum mit sehr vielen Dörfern, vielen Städtchen und wenigen größeren Städten wie Landsberg a.W., Frankfurt (oder) und Potsdam als Sitz der beiden gleichnamigen Regierungsbezirke. Berlin schied bereits 1881 aus dem Provinzialverband aus, dem 1920 die Gründung von Groß-Berlin durch den Zusammenschluss mehrerer Städte, Landgemeinden und Gutsbezirke folgte. Die Provinz, wie sie bis 1946 existierte, unterlag darüber hinaus mehreren Grenzverschiebungen, die insbesondere die östlichen Gebiete betrafen.

Auf die dahinterstehenden politischen und ökonomischen Entwicklungen kann ich hier nicht eingehen. Aber diese Prozesse und die damit einher gehenden Migrationsbewegungen bewirkten, dass seit dem ausgehenden 17. Jh. in brandenburgischen Städten und Dörfern jüdische Gemeinden entstanden, die bis in die NS-Zeit existierten. Ihre Mitglieder trugen wesentlich dazu bei, das gesellschaftliche Leben in ihrer jeweiligen politischen Gemeinde aufrechtzuerhalten und zu gestalten.

Folie 3

Zu den ersten Aufgaben, für die sich Juden nach ihrer Ansiedlung an einem Ort engagierten, war neben dem Aufbau einer inneren Gemeindestruktur, zuvörderst die Anlegung eines Friedhofs: um hier die eigenen Toten gemäß ihrer Überlieferung und Tradition zu beerdigen. Es musste also ein Grundstück gefunden werden, das die ewige Ruhe der Toten und die Unversehrtheit ihrer Gräber gewährleistet.

Da die Juden aufgrund ihrer rechtlichen Sonderstellung aber gleichzeitig auf die Vorgaben der christlichen Mehrheitsgesellschaft angewiesen waren, wurde ihnen oft wirtschaftlich uninteressantes Land zum Kauf oder zur Pacht angeboten. In der Anfangszeit teilten sich daher mehrere jüdische Gemeinschaften und Gemeinden einen Begräbnisplatz – um bei Wind und Wetter zum Teil sehr große Wegstrecken zu bewältigen.

Nach der bürgerlichen Gleichstellung der Juden in Preußen ab 1812 konnten sich die inzwischen vielerorts gegründeten jüdischen Gemeinden eigene Friedhöfe anlegen, freilich auch hier wieder nicht an jedem beliebigen Platz.

Es sind genau diese Begräbnisplätze, die heute ein authentisches Zeugnis einstiger jüdischer Anwesenheit darstellen. Auf dieser Karte sind diejenigen Dörfer und Städte abgebildet, die seit 2010 auf ehrenamtlicher Weise und im Rahmen eines BKM-geförderten Kooperations-Projektes an der Viadrina Frankfurt (O) in die online-Datenbank „Jüdische Friedhöfe in Brandenburg“ aufgenommen werden konnten – wenn auch zum Teil nur unvollständig: Das heißt, ohne Aufnahme der Grabmale.

Folie 4

Von den insgesamt ca. 100 Friedhöfen des gesamten historischen Raumes sind auf dieser Plattform 23 westlich der Oder erfasst und 27 östlich davon. Zwei der heute in Polen liegenden Orte gehörten Jüdischen Gemeinden, die ihr Gemeindezentrum auf der Westseite der Oder-Neiße-Linie besaßen.

In Größe und Zustand sind diese sepulkralen Hinterlassenschaften aber sehr verschieden. Das hing zum ersten mit der Bedeutung, Größe und dem Alter der jeweiligen Gemeinde zusammen, die einen Friedhof unterhielt.

Folie 5

Ein Beispiel hierfür ist der unter Denkmalschutz stehende und am besten erhaltende und größte jüdische Friedhof des Lebusener Landes im heutigen Skwierzyna, dem alten Schwerin a.W., mit über 800 Grabmalen. Ein anderes Beispiel ist der im Kreis Teltow liegende kleine versteckte Friedhof in Trebbin mit 15 Grabmalen von drei Familien.

Hinsichtlich des Zustandes der Friedhöfe reicht das Spektrum wiederum von abgeräumt über verwahrlost bis hin zu ihrer umfassenden Pflege und Restaurierung. Beispiele hierfür sind Świątogańsko, Chojna, Rathenow und Potsdam.

Folie 6

Insbesondere die beiden links dargestellten Orte im heutigen Polen zählen zum marginalisierten und nicht angeeigneten kulturellen Bestand der heute dort lebenden Bevölkerung. Vernachlässigung und Vandalismus schädigten diese Zeitzeugnisse in ihrer Substanz so stark, dass sie sowohl für die Forschung als auch für etwaige Nachfahren der Bestatteten fast „verloren“ sind.

Der rechte obere Fall zeigt, dass man die wenigen, nach mehreren Überfällen erhalten gebliebenen Grabsteine in einer Gedenkreihe aufstellte, um sie eventuell auch besser zu schützen. Doch stehen sie mit ihrer Hebräischsprachigen Rückseite so dicht an der Mauer, dass sie kaum richtig dokumentiert werden konnten. Außerdem lässt sich nicht mehr rekonstruieren, welcher Stein wo und in welcher Ausrichtung gestanden hatte.

Folie 7

Gleichwohl lassen sich auch an zerstörten Friedhöfen noch bestimmte Entwicklungen und Besonderheiten ablesen, wie Gorzów Wlkp. auf tragische Weise zeigt. Er befindet sich an der Seite eines Wohngebietes der 1970er Jahre auf einem Hang, der bis dato am westlichen Stadtrand lag.

Die Wandgrabmale sind ein Indiz dafür, dass im alten und für die Region sehr bedeutenden Landsberg eine reiche jüdische Oberschicht gelebt hatte, die sich zu Repräsentationszwecken solche Monumente bauen ließ. Damit folgten deren Angehörige nicht nur einem Trend der allgemeinen Sepulkralkultur, sondern erfüllten auch eine Mizwa – nämlich den Gemeindefriedhof durch das privat finanzierte Teilstück einer Mauer dauerhaft einzufrieden und zu schützen. Anzunehmen ist, dass sie chronologisch angelegt wurden.

Links oben in der Ecke ist eins der beiden zum Friedhof gehörenden Gebäude zu sehen. Dem Baustil zufolge wurde es wohl im 19. Jh. errichtet. Heute ein Wohnhaus direkt am Eingang, wurde es einst als Trauerhalle und zur Tahara – zur rituellen Vorbereitung der Beisetzung – benutzt.

Die erhaltenen Grabeinfassungen und die Position der ihrer Granit- und Marmorsteine beraubten Grabsteinsockel lassen erkennen, dass die Verstorbenen des 19. und 20. Jh. in geraden Reihen und mit Blickrichtung Ost beerdigt wurden. Dort liegt, mehr oder weniger, Jerusalem als dem Ort, an den der Überlieferung zufolge die zu Beginn der Kommenden Welt auferstandenen Toten pilgern werden. Die große Einfassung deutet indes auf die Grabanlage eines Ehepaares, die die sonst übliche chronologische Bestattung aufbricht.

Und auch die älteren Grabsteine aus „billigem“ Sandstein im nördlichen Bereich des Friedhofs, sofern sie noch erhalten sind, weisen mit ihren hebräischen Inschriften nach Osten. Reihen sind aufgrund des Zerstörungsgrades jedoch nur noch ansatzweise erkennbar; Begräbnisfelder für bestimmte Gruppen wie Kinder oder Rabbiner gar nicht mehr. – Die Erschließung dieses Ortes und zumindest eine Zusammenfassung der kulturhistorischen Rahmenbedingungen steht aber noch aus.

Folie 8

Wie die Untersuchung der Friedhofstrukturen in ihren räumlichen, baulichen und zeitlichen Zusammenhängen aussehen kann, möchte ich abschließend am Beispiel Potsdam vorstellen. Aufgrund intensiver denkmalpflegerischer Aktivitäten ist dieser Friedhof mit 532 historischen Grabanlagen der besterhaltene in Brandenburg. Gleichwohl ist auch er durch Substanzverlust gekennzeichnet. An ihm lassen sich aber aufgrund des materiellen Bestandes aus vier Jahrhunderten unterschiedliche Aspekte ablesen: etwa die Gemeindeentwicklung, die Stellung ihrer Mitglieder innerhalb der Gemeinde und in der Stadtgesellschaft oder religiöse und soziale Zugehörigkeiten.

Das zeige ich jetzt exemplarisch am Gesteinsmaterial. Zwei Dinge muss ich aber vorausschicken: So weist deren Verwendung nicht nur auf sich verändernde Verarbeitungsmöglichkeiten und Transportwege. Auch wurden sämtliche Grabmale durch nichtjüdische Steinmetze aus Potsdam und Umgebung sowie durch jüdische Steinmetze aus Berlin bearbeitet und aufgestellt.

Das in der Mitte des Lageplans befindliche älteste Begräbnisfeld des 18. Jh., der untere Teil des sich hangaufwärts anschließenden Feldes II sowie der untere Teil des Kindesgrabfeldes bestehen fast ausschließlich aus Grabsteinen aus sächsischem Sandstein – hellblau markiert. Diese Einheitlichkeit steht für den Anspruch der inneren Geschlossenheit der Jüdischen Gemeinde: Im Tod sind alle gleich, es soll keine sozialen Unterschiede zwischen ihren Mitgliedern geben. Nur dreimal finden sich im ältesten Teil Grabsteine aus Marmor, einmal davon in Kombination mit Sandstein – grün markiert. Sie sind drei wirtschaftlich äußerst erfolgreichen Unternehmern des 18. Jh. gewidmet.

In II, dessen Belegung zwischen 1849 und 1922 in 13 Reihen erfolgte, fällt die häufige Verwendung von schlesischem Marmor im der Feldmitte auf. Auch im oberen Kinderfeld dominiert schlesischer Marmor. Dieses ebenfalls gut zu bearbeitende Gestein ist wesentlich resistenter gegenüber seinem natürlichen Zerfall als der weiche Sandstein. Aufgrund seiner weiteren Eigenschaften ist Marmor aber besonders teuer und galt deshalb als Denkmalstein par excellence. Bei 14 Grabmalen hatten sich die Auftraggeber sogar für Carrara-Marmor aus der Toskana entschieden.

Hierbei offenbarte sich, dass das Postulat der prinzipiellen Gleichheit der Gemeindemitglieder nicht mehr galt, vielmehr die sozialen Unterschiede innerhalb der jüdischen Gemeinschaft post mortem fortbestanden. Das zeigt sich vor allem bei den Erbgräbnissen an der Friedhofmauer.

Ab Reihe 9, kurz vor der Wende zum 20. Jh., gibt es einen sprunghaften Anstieg von Grabmalen aus schwedischem Granit – rot markiert. Das setzt sich in der gleichzeitig begonnenen Ehrenreihe – einer typisch jüdischen Form des Gedenkens – sowie in der westlichen Friedhofsmauer fort. Dieses Hartgestein ließ sich aufgrund neuer Werkzeuge vielfältig bearbeiten. Anders als bei Marmor bleibt die Lesbarkeit der Inschriften jedoch erhalten. Diese Vorteile überzeugten offenbar bei der Wahl des Materials und spiegeln zugleich einen gesamtgesellschaftlichen Trend wider. Wie die kommunale resp. christliche Grabmalkultur zeigt, machten serielle Bearbeitungsmethoden Granit schnell zum bis heute dominierenden Material. Zwischen den Granitsteinen stehen aber immer wieder auch Grabsteine aus Syenit, die sich in ihrer Optik von ersteren kaum unterscheiden, aber witterungsanfälliger sind.

Grabmale aus Kunststein gibt es seit Beginn des 20. Jh. nur vereinzelt, jedoch sechs Mal im Feld IV, das seit Beginn der 1930er belegt wurde – gelb markiert. Ausschlaggebend für die Wahl dieses Materials dürfte der niedrige Preis aufgrund seiner einfachen Formung gewesen sein. Dies galt insbesondere für die NS-Zeit, in der die Juden zunehmend verarmten. Das gleiche gilt für die Rückkehr zum traditionellen Sandstein, der in IV elf Mal gewählt wurde.

Aufgrund der historischen Entwicklung wurde dieser Bereich jedoch nicht vollständig und dann auch ohne Steinsetzung belegt.

Folie 9

Das auf Friedhöfen erhaltene jüdische Erbe ist seit langem ein Interesse der historischen und epigraphischen Forschung. Es regt an, das deutsch-jüdische Beziehungsverhältnis aus einer objektbezogenen Perspektive zu betrachten. Ziel ist, den Informationsgehalt eines jeden Gedächtnisortes und Grabmals möglichst genau zu erfassen. Methodisch geht es darum, Bauten und Grabmale als Objekte der materiellen Kultur des Judentums nach ihrer jeweiligen stofflichen Beschaffenheit zu befragen und darüber hinaus ihre Gestalt, Funktion und Bedeutung für die jeweilige Gesellschaft zu ermitteln. Das schließt mit ein, dass diese „Dingbedeutsamkeit“ der Grabsteine auch Veränderungen unterworfen sein kann – und wohl etliche Parallelen zur Bauforschung aufweist. Wie das aussieht, zeige ich an diesem Beispiel.

Im Zentrum steht die Abschrift der einzelnen Grabmal-Inschrift und wenn notwendig, deren Übersetzung ins Deutsche. Jede einzelne Anlage wurde vermessen, einer Gesteinsanalyse unterzogen, in ihrem aktuellen Zustand und in ihrer künstlerischen Gestaltung erfasst und beschrieben. Digitale Fotos unterstützen diese Beschreibungen. Erklärungen zu Bibelziten, Geografika und anderen Auffälligkeiten vervollständigten die Angaben. Biografische Daten und Querverweise zu Angehörigen stellen die Person schließlich in ihren gesellschaftlichen Beziehungen dar. Dabei bleiben auch Querverweise zu anderen Verstorbenen nicht aus.

Das einzelne Grabmal erhält durch den Vergleich mit anderen Grabsteinen des gleichen Friedhofs, mit jüdischen Grabmalen der Region sowie im Vergleich mit Grabmalen nichtjüdischer Begräbnisorte ein eigenes „Gesicht.“ Durch die Zusammenführung und Gesamtbetrachtung dieser einzelnen Elemente und sepulkralen Ausdrucksformen wird es schließlich möglich, verschiedene Entwicklungen, Kontinuitäten und Zäsuren sowie räumliche Relationen sichtbar zu machen, die bei einem Friedhofsbesuch nicht unmittelbar erkennbar sind.

Foto 10

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.